

Zeitschrift: Rote Revue - Profil : Monatszeitschrift

Herausgeber: Sozialdemokratische Partei der Schweiz

Band: 67 (1988)

Heft: 2

Artikel: Amerikas schwarze Bevölkerung : Erfolge und Rückschläge : Onkel Toms Nachkommen in Schwierigkeiten

Autor: Bloch, Peter

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-340590>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

fast immer die gleichen Wörter, die das Publikum glauben machen, an einer sinnreichen, einzigartigen Darstellung der Welt teilzunehmen. Politkitsch!» Wogatzki erinnerte sich an seine frühere Tätigkeit als Redakteur der Hallenser Tageszeitung «Freiheit». Der damalige Chefredakteur Horst Sindermann – heute einer der einflussreichsten Politiker um Erich Honecker – bleute seinen Mitarbeitern damals ein: «Ihr werdet nicht für eure Artikel bezahlt, sondern für eure Ideen.» Benito Wogatzki endete mit den Fragen: «Wie ist es heute? Geht das nicht mehr?»

Das Fazit ist ermutigend

Wie sehr sich der Unmut bei den Schriftstellern angestaut hat, zeigt auch die Tatsache, dass die Situation im Westen nur eine zweitrangige Rolle bei den Diskussionen spielte. Dabei lieferte Volker Braun einige Stichworte, die ein Echo ver-

dient hätten. Braun hält es für eine Selbstaufgabe, wenn Jürgen Habermas in der Bundesrepublik davon spricht, die Arbeiterbewegung wäre mit ihrer Wissenschaft am Ende, zumal jetzt Alternativen zur Arbeitsgesellschaft ausserhalb der Produktion gesucht würden, wobei das Herrschaftssystem unangetastet bleibt. In der Flucht in die Idylle des Aussteigertums sieht Volker Braun eine Kapitulation.

Das Fazit des X. Schriftstellerkongresses ist ermutigend. Der SED fällt es immer schwerer, ihre Autoren am kurzen Zügel zu halten. Die Partei muss sich damit abfinden, dass immer weniger Autoren bereit sind, sich als Sprachrohr der offiziellen Politik zu verstehen. Die unbestreitbare Wertschätzung der DDR-Literatur im Westen ist nicht zuletzt auf jene Autoren zurückzuführen, die ihrem Staat den Rücken kehrten. Wenn dieser Aderlass weiter anhält, ist eines Tages die Si-

tuation erreicht, dass die wichtigen Autoren der jüngeren und mittleren Generation überwiegend in der Bundesrepublik leben. Andererseits stellt die Überwechslung in den Westen noch lange kein Qualitätsmerkmal dar. Viele der DDR-Autoren scheiterten überdies im Westen an den Unwägbarkeiten des Marktes.

Realisten im DDR-Schriftstellerverband sehen in einem risikanten Neubeginn im Westen keine Alternative zum Kleinkrieg im eigenen Verband um Verbesserungen der Arbeitsbedingungen. Und da das Interesse im Westen an Auseinandersetzungen von marxistischen Autoren mit ihrem kommunistischen Staat ohnehin begrenzt ist, möchten diejenigen, die nicht als Entertainer westlicher Medien enden wollen, lieber im Lande bleiben. Ihre Skepsis gegenüber dem politischen Rummel um Exilanten hindert sie daran, die Flinten ins Korn zu werfen.

Amerikas schwarze Bevölkerung: Erfolge und Rückschläge

Onkel Toms Nachkommen in Schwierigkeiten

Von Peter Bloch

Vor rund dreissig Jahren gab es in den USA eine Bewegung der Schwarzen, die der Kampf für echte Gleichberechtigung, gegen Benachteiligung und Rassismus und gegen Gewaltakte weisser Terrorgruppen einte. Der Kampf war insofern erfolgreich, als die bestehenden Schranken erzwungener Rassentrennung per Gesetz abgeschafft und den Schwarzen damit theoretisch unbeschränkte Bildungs- und Berufsmöglichkeiten eröffnet wurden. Zum

Beispiel wurde ihnen in der Folge der Zugang zu den Hochschulen erleichtert, ihnen waren jetzt auch gut bezahlte Stellen in der Grossindustrie zugänglich, und ein Aufstieg in der amerikanischen Politik war ihnen prinzipiell ermöglicht. Man darf ruhig von einer «schwarzen Revolution» in den USA sprechen. Ronald Reagan möchte zwar einige Errungenschaften dieser Umwälzung wieder aufheben; aber im ganzen lässt sich die schwarze

Revolution nicht mehr zurück-schrauben.

Die juristische Regelung der Rassenfrage und die (vor allem unter Präsident Johnson eingeführten) Vergünstigungen als Entschädigung für jahrhundertelanges Unrecht haben zwar den schwarzen Mittelstand und die schwarzen Fachkräfte in mehreren Berufszweigen anwachsen lassen, aber die Not eines Grossteils der schwarzen Massen nicht mindern und keine Chancengleichheit schaffen

können, die allein zur harmonischen Eingliederung dieser Bevölkerungsgruppe in die US-amerikanische Gesellschaft führen könnte.

Unsicherheit, Familienzerfall und schiefe Bahn

Aus Furcht, des Rassismus oder eines Vorurteils geziehen zu werden, scheuen von jeher nicht wenige weisse Sozialisten, eine ehrliche Darstellung der sozialpsychologischen Situation der nordamerikanischen Schwarzen zu geben und zeichnen lieber idealisierende Bilder.

Die Geschichte der Schwarzen in den USA weist schon im 19. Jahrhundert hervorragende Männer und Frauen auf: politische Aktivisten, Erzieher, Wissenschaftler, Erfinder. Und es ist hinlänglich bekannt, dass sich im 20. Jahrhundert viele US-amerikanische Schwarze vor allem in den Künsten, in der Literatur, im Sport ausgezeichnet haben. Das darf uns jedoch nicht blind machen für Elend und Verirrungen in den schwarzen Ghettos der amerikanischen Grossstädte.

Ein sehr viel höherer Prozentsatz der schwarzen als der weissen Bevölkerung in den Vereinigten Staaten muss zu den Armen, sogar zu Unterstützungs-empfängern gerechnet werden. Auch der Anteil der gewalttätigen Verbrecher (Morde, Vergewaltigungen, Raubüberfälle), der gewalttätigen Geistesgestörten, der minderjährigen unverheirateten Mütter, der Säuglingssterblichkeit ist unter Schwarzen deutlich höher als unter den Weissen. (Die Säuglingssterblichkeit ist bei den Schwarzen von Chicago höher als in Costa Rica.) Viele Schwarze, die ein Hochschulstudium begonnen haben, brechen es wegen zu schlechter Vorbildung und Lernschwierigkeiten wieder ab. Schwarze

Jugendliche bilden z. B. in New York Banden, die das Menschengedränge in der Innenstadt zu Taschendiebstählen nutzen und dort, wo es möglich ist, Raubüberfälle auf Einzelne ausüben. Die Mehrheit der Einbrecher sind Schwarze.

Wenn eine Minderheit jahrhundertelang unterdrückt worden ist, dann muss sie zu ihrem Überleben Abwehrmechanismen entwickeln; gleichzeitig werden ihre Lebensumstände dazu führen, dass sich überproportional viele dieser Benachteiligten kriminell betätigen – besonders in den Grossstädten. Im Süden der USA (den einstigen Sklavenstaaten) waren den Schwarzen grausame, aber deutliche Grenzen von den Weissen gesetzt, so dass sie sich schlecht und recht danach einrichten konnten, wobei ihr Glauben und ihre Kirchen ihnen als moralische Stütze dienten. Kirchen waren lange Zeit die einzigen Organisationen der amerikanischen Schwarzen; und es ist kein Zufall, dass noch im 20. Jahrhundert prominente Persönlichkeiten der schwarzen Bewegung Pfarrer sind.

Im Norden und Westen, wo die Schwarzen auf weniger klar definierte Grenzen trafen, fühlten sie sich (und fühlen sie sich vielfach noch heute) innerlich unsicherer als im Süden. Die schwarze Revolution ging vom Süden aus. Ihren Aktivisten fehlte es nicht an Selbstsicherheit; aber die schwarzen Massen im Norden und Westen schwankten bei der Umwälzung zwischen wilden Hoffnungen und der bitteren Erfahrung, zum grossen Teil den neuen Berufsmöglichkeiten noch nicht gewachsen zu sein, die alten aber zu verlieren. In ihrer Mehrheit waren die Männer ungelernte Arbeiter, die heute durch die wachsende Automatisierung der Industrie zunehmend vom Arbeitsmarkt

verdrängt werden. Wer seinen Arbeitsplatz verliert, sucht nicht selten auswärts nach Arbeitsmöglichkeiten – und das hat schon früher leicht zum Auseinanderbrechen von Familien geführt. Zahllose Schwarze sind ohne Vater aufgewachsen. Allzuoft erleben die Kinder einen neuen «Vater» nach dem anderen. Viele Kinder aus solchen unstabilen Familien sinken ins Lumpenproletariat ab.

Ein schwarzer New Yorker Reporter hat Mitglieder von jugendlichen Banden gefragt, warum sie stehlen und rauben. Die Antwort lautete in mehreren Fällen: «Um modische, elegante Kleidung kaufen zu können.» Oft dient das Verbrechen als Weg, um Geld für Rauschgift zu erlangen. Obgleich es in den USA Hunderttausende gibt, die Hunger leiden, gerät in den seltensten Fällen jemand auf die schiefe Bahn oder in die Prostitution, um sich etwas Lebensmittel zu besorgen.

Man wird einwenden, das Lumpenproletariat sei nicht typisch, sei eine Schicht am Rande. Indes ist diese Schicht bei Amerikas Schwarzen unverhältnismässig gross und beeinflusst bis zu einem gewissen Grad die Anschauungen der schwarzen Massen überhaupt. Es ist bezeichnend und stimmt bedenklich, dass im Slang der Schwarzen «the baddest» (= der Schlimmste im Sinne von der Skrupelloseste) zu einem verbreiteten Ausdruck der Bewunderung geworden ist.

Lernschwierigkeiten sind sozial bedingt

Rassisten behaupten, der Neger sei von Natur aus weniger intelligent als der Weisse. Am Beispiel der Schwarzen in Lateinamerika oder in Westindien erweist sich, dass diese Behauptung grundfalsch ist. In beiden Fällen konnte kein kol-

lektives Trauma entstehen, da in Lateinamerika die Schwarzen nicht so rigide diskriminiert wurden wie in den USA und die Schwarzen Westindiens zwar vom britischen Kolonialismus unterjocht wurden, auf den Inseln aber die Bevölkerungsmehrheit stellten und sich daher einen Rest an Selbstbewusstsein bewahren konnten. In New York ist es z.B. schwarzen Einwanderinnen aus Westindien leichter gelungen, sich zu fähigen Krankenschwestern auszubilden als schwarzen Frauen aus den USA. Die Schwierigkeiten der Schwarzen haben nichts mit ihrer Hautfarbe zu tun. Das Kind aus einer zerfallenen Familie hat oft niemanden, der sich genügend mit ihm beschäftigt und mehr als nur das Notwendigste mit ihm spricht; und so bleibt, von anderen Defiziten abgesehen, sein Wortschatz zu klein. Vor 25 Jahren glaubte man noch, die Aufhebung der Rassentrennung in den Schulen würde dem schwarzen Kind automatisch zu einer besseren Schulbildung verhelfen. Diese Erwartung hat sich nicht erfüllt, die rein mechanische «Integration» nichts genützt, weil die Grundprobleme bestehen blieben und das amerikanische Schulwesen dieser gewaltigen Aufgabe nicht gewachsen ist. Zahllose schwarze Schüler und Studenten haben nie zu lernen gelernt – eine elementare Fähigkeit, die uns so selbstverständlich ist, dass wir sie uns meist gar nicht bewusst machen. Tatsächlich gibt es in den USA eine Unmenge von Schwarzen (und auch Weissen), die sogar nach Absolvierung der sogenannten «High School» (welche hinter der höheren Schule Europas entschieden zurückbleibt) noch nicht einmal ohne Schwierigkeiten lesen können. Im allgemeinen brauchen Schwarze zusätzlich Hilfe und Betreuung,

um erfolgreich zu studieren. Es genügt nicht, ihnen bloss die Tore zu öffnen. Die Schwarzen in den USA sind in ihrer Mehrheit eine noch unterentwickelte Klasse der Bevölkerung. Und da auch zum Handel gewisse Kenntnisse und Fähigkeiten nötig sind, findet man selbst in schwarzen Stadtbezirken nicht allzu viele Läden, die Schwarzen gehören, während Angehörige anderer Nationalitäten sehr bald nach ihrer Einwanderung eigene Geschäfte eröffneten. Im letzten Jahrzehnt haben z.B. die Koreaner in New York vom Obst- und Gemüsekleinhandel Besitz ergriffen, die Indianer und Pakistani vom Zeitungs- und Zeitschriftenverkauf. Selbst die Strassenhandel betreibenden Schwarzen sind überwiegend aus Nigeria eingewandert.

Integration oder Absonderung?

Fraglos haben die Weissen durch die drei Jahrhunderte währende Unterdrückung der Schwarzen eine schwere Schuld auf sich geladen. Erst in den letzten dreissig Jahren lässt sich beobachten, dass die Zahl der Weissen erheblich gewachsen ist, die aktiv für Gerechtigkeit gegenüber Schwarzen eintreten. Dies darf in einem Land mit übler rassistischer Tradition nicht gering geschätzt werden. Pfarrer Martin Luther King, der bedeutendste Führer der Schwarzen im 20. Jahrhundert, erkannte, dass die Bewegung in eine Sackgasse geraten würde, wenn sie antischarzen Rassenhass mit antiweissem Hass, antischarzen Terror mit Gewalt gegen Weisse beantworten würde. Ihm ging es letzten Endes darum, eine bessere Gesellschaftsordnung zu schaffen, in der die Menschen sich ohne Unterschied der Rasse und Herkunft frei entfalten können und, befreit von der

Angst des Existenzkampfes in einer Wirtschaftsanarchie, brüderlich zueinander finden.

Man darf nicht vergessen, dass am Anfang der schwarzen Revolution weisse Aktivisten an der Seite der schwarzen Aktivisten standen, von denen einige sogar ihr Leben opferten. Martin Luther King sah den Kampf nie als einen von schwarz gegen weiss, sondern er begriff ihn als einen Kampf von den Anhängern einer gerechteren Gesellschaftsordnung gegen Rassismus und Reaktion. Er dachte in Begriffen einer Einheitsfront aller Armen und Ausgebeuteten und aller Kriegsgegner, ganz gleich welcher Hautfarbe. Er sah in der Befreiung der Schwarzen die Grundlage für ein besseres Amerika. Mehr noch: Er hatte die ganze Menschheit im Blick. Martin Luther King stand dem demokratischen Sozialismus nahe: Seine Reden und Schriften beweisen es. Nordamerika hat in unserem Jahrhundert keine bedeutendere politische Gestalt hervorgebracht als ihn. Seine Ermordung (deren Hintermänner im dunkeln geblieben sind) muss als wahre Katastrophe gewertet werden. Es gibt unersetzbliche Politiker und Denker, deren frühzeitiger Tod ihren Bewegungen den empfindlichsten Schaden zufügte, z.B. Lincoln, Rosa Luxemburg, Lenin, King ...

Solange Martin Luther King lebte und wirkte und Siege errang, kamen die Nationalisten kaum gegen ihn auf. Aber mit seiner Ermordung gewannen ihre Argumente in den Augen der schwarzen Massen an Gewicht. Hass und Misstrauen gegen die Weissen rückten stärker in den Vordergrund. Berechte Sprecher vertraten den schwarzen Nationalismus, doch wussten sie kein Programm, vielmehr nur eine Anklage zu formulieren. Es ist immer leichter, an Gefühle zu appellieren als

an den Verstand. Die schwarzen Massen und zum Teil auch die schwarzen Intellektuellen hatten noch keine solide politische Bildung erworben – kein Wunder in einem Land, wo es keine linke Massenpartei gibt.

Verhängnisvoller Nationalismus

In den zwanziger Jahren war Marcus Garve populär, der eine «Zurück-nach-Afrika!»-Bewegung gründete, die ohne nennenswerten Erfolg blieb. Ein alter Programmfpunkt der Kommunistischen Partei der USA fordert einen eigenen Staat für die Schwarzen. Diese wollten in ihrer überwältigenden Mehrheit davon jedoch nichts wissen und erkannten einen solchen Plan als undurchführbar. Der heutige schwarze Nationalismus dagegen ist viel mehr eine Strömung als eine organisierte Bewegung. Seine Verfechter wollen auf keines der in den fünfziger und sechziger Jahren gewonnenen Rechte verzichten und müssten von daher das Ziel einer gleichberechtigten Teilnahme am Leben Amerikas und der Übernahme entsprechender Verantwortung verfolgen. Gleichzeitig reden sie einer Einreichung der amerikanischen Schwarzen unter die Völker der Dritten Welt, einer Selbstabgrenzung von den Weissen (einer selbstgewollten Rassentrennung also) und einer judenfeindlichen Haltung das Wort. Hier sei nur an August Bebel erinnert, der davon sprach, dass der Antisemitismus der Sozialismus der Dummen sei (und, so möchte man hinzufügen, der sie an der Nase führenden Demagogen). Der schwarze Nationalismus in den USA predigt Feindseligkeit, und seine Lehre lautet: Möglichst viele Vorteile für Schwarze, keine vertrauensvollen Beziehungen mit Weissen! Hassausbrüche sind auch der Grund, warum bei Raubüber-

fällen von Schwarzen auf Weisse – meist ältere Leute – die Opfer oft auch dann misshandelt werden, wenn sie bereitwillig ihr Geld aushändigen.

Der Hass von Schwarzen ist Reaktion auf weissen Rassismus, trifft aber häufig Weisse, die bereits weitgehend frei von Vorurteilen waren, und ruft dann neue Abneigung hervor. In der Folge tritt heute ein versteckter Rassismus an die Stelle des früher offen gelebten.

Zwischen Verwirrung und Neuorientierung

Aus gegenseitiger Abneigung kann nichts Gutes entstehen. Heute ist Martin Luther King eine Art offizieller Heiliger der Schwarzen. Seine Lehren aber werden nicht genug beachtet. Ein Schicksal, das allgemein grossen Gestalten nach ihrem Tode widerfährt. Kings Mitarbeiter Pfarrer Ralph Abernathy gelangte nie zu gleichem Einfluss. Seit einigen Jahren versucht nun Pfarrer Jesse Jackson aus Chicago, sich Kings Mantel umzuhängen. Er ist anfangs mit etwas verworrenen Ideen aufgetreten, nicht beeinflusst vom schwarzen Nationalismus; aber gerade das hat dazu beigetragen, ihn populärer zu machen als Abernathy. Er hat es verstanden, wiederholt die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, und war als erster Schwarzer Vorkandidat bei den letzten Präsidentschaftswahlen. Einerseits verkündete Jackson eine «Regenbogenkoalition» aller Benachteiligten Amerikas, andererseits distanzierte er sich nicht wirklich vom schwarzen Nationalismus, von antiweissen und besonders antijüdischen Anhängern.

Mit der Regenbogenkoalition wollte es nicht so recht glücken. Ihr standen Jacksons Konzessionen an den schwarzen Nationalismus im Wege, die u.a. eine Verbindung mit der

Frauenbewegung und mit der Mehrheit der Spanisch-Amerikaner verhinderten. Aber er hat im Wahlfeldzug von 1984 manches gelernt und mag die Fähigkeit zu geistig-politischem Wachstum besitzen. Eine erspriessliche Politik muss auf klarem Denken beruhen. Ob Jesse Jackson in die Rolle hineinwächst, die er spielen möchte, wird der Wahlkampf von 1988 erweisen.

Seit den fünfziger Jahren ist nicht ein einziger gesellschaftlicher Fortschritt zugunsten der Schwarzen den Aktivitäten antiweisser Fanatiker zu verdanken. Einen Gegenpol zur Militanz solcher Gruppierungen bildet heute nicht zuletzt eine Reihe von erfolgreichen schwarzen Politikern, die in der Demokratischen Partei aufgestiegen sind und Bürgermeister werden in einigen der grössten Städte des Landes, in denen die schwarze Bevölkerungsmehrheit ihren politischen Willen durch rege Wahlbeteiligung manifestierte.

Nicht alle diese Politiker bewähren sich; aber im ganzen befinden sie sich (trotz ihrer Zugehörigkeit zu einer kapitalistischen Partei) in einer Situation, die sie zwingt, konkrete Aufbauhilfe zu leisten (wobei sie Jesse Jackson eher skeptisch-abwartend gegenüberstehen). Wollen sie wiedergewählt werden, so müssen sie sich um die sozialen Probleme des schwarzen Proletariats kümmern, ohne dessen Stimme sie nicht im Rathaus sässen, und Ergebnisse vorweisen, zu denen sie freilich nur in Zusammenarbeit mit Vertretern der anderen Bevölkerungsgruppen mit der Regierung des betreffenden Staates und Abgeordneten und Bundesbehörden in Washington gelangen können. Sie vermögen also nur dann etwas zu erreichen, wenn sie, ohne ihre Wähler zu vergessen die Interessen der gesamter

Bevölkerung im Auge haben und auch mit Weissen konstruktiv zusammenarbeiten. Seit etwa 25 Jahren lehnen es die Schwarzen ab, Weisse als Mitglieder in ihrer Bewegung zu haben (einmal abgesehen von den älteren Organisationen: der Urban League und der NAACP). Auf anderer Ebene zeichnen sich heute neue Ansätze ab. Die schwarzen Bürgermeister und andere schwarze Amtsträger erwerben im Laufe der Jahre eine gründliche Kenntnis der Nöte und der Hilfsquellen ihrer Städte. Sie sammeln reiche Erfahrung, und neue Verbindungen bilden sich aus. In der Behandlung des schmerzlich und alarmierend angewachsenen schwarzen Lumpenproletariats, in den Bemühungen um eine Eindämmung der Kriminalität und um die Rettung junger Menschen vor Demoralisierung, Unwissen, Parasitentum, Alkoholismus oder Rauschgift haben schwarze Amtsträger nicht allein den Vorteil einer gründlicheren Kenntnis der Schwarzenghettos, sondern vor allem den grösserer Handlungsfreiheit, da sie nicht Gefahr laufen, des Rassismus bezichtigt zu werden.

Dass sich die Probleme der amerikanischen Schwarzen

nicht über Nacht lösen lassen, steht ausser Frage. Und schon gar nicht mit ein paar Schlagworten. Gewiss bedarf es zu einem besseren Zusammenleben zwischen Schwarzen und Weissen des guten Willens der Weissen, aber auch eines besseren Mit-sich-selbst-Lebens der Schwarzen. Auf die formale Gleichberechtigung und Öffnung der Gesellschaft muss daher nun die «seelische Erlösung» der Schwarzen folgen, diese aber kann nur aus ihren eigenen Reihen kommen, nicht jedoch von den Weissen. Dreihundert Jahre lang wurden die Schwarzen in Nordamerika seelisch tiefer gedemütigt als etwa in Lateinamerika. Systematisch wurde ihnen die Selbstachtung geraubt. Eine schwarze Kommunistin pflegte vor dreissig Jahren zu sagen: «Neger werden nicht geboren, sondern gemacht.» Die Schwarzen, die mit sich selbst wegen ihrer Hautfarbe nicht in Frieden und Selbstsicherheit leben können, werden auch nicht mit Weissen auskommen. Weisse und Schwarze müssen sich – jeder durch Überwindung eigener Komplexe – von der Geisel des Rassendenkens befreien.

In den USA haben schwarze Aktivisten der Bürgerrechtsbe-

wegung des 20. Jahrhunderts diejenigen als «Onkel Toms» bezeichnet, die es als Schwarze nicht wagen, Weissen gegenüber entschieden für ihre Rechte einzutreten und dadurch zu Komplizen des Rassismus werden. Dem Helden des berühmten Antisklavenromans aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts jedoch wird damit Unrecht getan, da er ja unter ganz anderen Bedingungen nach Selbsterhaltung trachten musste. Gewiss ist Onkel Tom demütig; aber das Ethos und der Menschheitsbegriff seines Glaubens bewahrt ihm innere Freiheit und Selbstbewusstsein – demütig, aber nicht gedemütigt, nicht zu demütigen. Onkel Toms Nachkommen haben die äussere Freiheit erobert und brauchen keinen Schutzmechanismus mehr gegen weisse Grausamkeit. Aber so mancher kann von Onkel Toms unbesiegbarer Seelenstärke lernen und von seiner Menschlichkeit. Und waren es in einem anderen Zeitalter, in einer anderen Situation nicht gerade diese Eigenschaften, mit denen Pfarrer King den amerikanischen Schwarzen und ganz Amerika den Weg hatte weisen können? Martin Luther Kings Erziehungsarbeit und Politik bleiben gültig..

Antwort an Katrin Küchler

Gentechnologie – Fluch oder Chance?

Von Hansruedi Hartmann

Der Beitrag von Katrin Küchler in der «Roten Revue» 7/8, 1987, erinnert mich an die fruchtlosen Auseinandersetzungen zwischen Fundis und Realos in der Szene der Grü-

nen in der Bundesrepublik. Forschende und ehrgeizige Mediziner und Naturwissenschaftler, aber auch die Mächtigen der chemischen Industrie wird es kaum kümmern, wenn

linke Journalisten und grüne Fundis gegen die Anwendung neuer biologischer Erkenntnisse polemisieren. Auch Erwin Chargaff ist kein unverdächtiger Zeuge bei der Verteufelung der molekularen Genetik, zu sehr schimmert seine Enttäuschung durch, dass er mit seinen Entdeckungen, die im übrigen unbestritten sind, knapp am Nobelpreis vorbeigegangen ist.

Zuerst scheint es mir wichtig, thematisch die wissenschaftlichen Leistungen der neuern Molekularbiologie von ihren